

[woderich, r.]

Interview 5 – Freundeskreis Nähmaschine

1. Der Verein

Der nachgerade „possierlich“ anmutende Name des Vereins („Freundeskreis Nähmaschine“) kommt einem großen Understatement gleich, denn in Wirklichkeit handelt es sich um eine Herkulesarbeit, die sich dieser Verein in Wittenberge seit den frühen neunziger Jahren (d. v. Jh.) auf die Fahnen geschrieben hat. Schließlich geht es der selbst ernannten Erben-Gemeinschaft um nichts Geringeres als die Pflege und Verwaltung, die Musealisierung und die kulturelle Verwertung des industriellen Erbes des einst größten Industriebes der Stadt: *Veritas*.

Der Respondent beschreibt den Zweck des Vereins wie folgt: „So, haben wir gesagt, wir müssten eigentlich das Ganze hier noch der Nachwelt erhalten. Denn es gibt ja sagenhaft viel Fotos, Modelle, alles. So, und dann haben wir uns natürlich rangemacht ...“ (65-66)

Ausgangspunkt für die Vereinsidee sei der frühere Werkleiter für Tourismus bei Veritas (zuvor Leiter des Stadtmuseums) gewesen, der die Überlegung eingebracht hatte, Material zu sammeln und zu systematisieren, um es im Museum der Stadt zu präsentieren (z.B. Schauwerkstatt). Zu diesem Zweck mussten kompetente und interessierte Personen gewonnen werden, die sich mit der Idee identifizieren konnten. Anfangs habe es „natürlich mächtig Kontroversen“ gegeben, der eine hätte gern ein Industriemuseum gesehen, andere wiederum hatten andere Ideen eingebracht. „*Und dann haben wir gesagt, na gut, dann bilden wir eben hier so ne Interessengemeinschaft, einen eingetragenen Verein, und damit hätten wir auch die Möglichkeit, Leute wieder einzustellen, die bereits in der Schauwerkstatt tätig waren.*“ (79-83)

Im Verein sind etwa 30 Mitglieder tätig; es gibt ein festes „Statut“, wie es eben sein müsse, also ein „ganz normaler“ eingetragener Verein, der auch ein „straffes Vereinsleben“ habe. Der Verein hat einen sechsköpfigen Vorstand mit Schriftführer und Beisitzer, also alles, was dazugehöre. „Systematisch“ würden regelmäßige Vorstandssitzungen abgehalten und festgelegt werde, welche Aufgaben jeweils aktuell anstünden (89-97).

Normalität, auf die sich der Respondent beruft und explizit herausgekehrt, verweist jedoch oftmals auf dessen Gegenteil: Denn zum einen ist es der nachgerade infantile und verharmlosende, aber wohl mit Geschick und Bedacht gewählte *Vereinsname* (Freundeskreis Nähmaschine); zum anderen der Typ des Vereins, der sich bei genauerer Betrachtung als eine knallharte geschichtspolitische Interessen- und Erbengemeinschaft erweist, von deren Deutungen und angestrebten Darstellungen die Veritas-Geschichte künftig in erheblichem Maße geprägt sein dürfte.

„Erstmal haben wir das Vereinsleben, und das teilt sich in das tatsächliche Leben der Darstellung der Erzeugnisse, die hier produziert wurden, und das zweite ist ein, na, wie soll man sagen, so ein geselliges Leben. Also diese beiden Dinge haben wir ... (97-102).

Regelmäßig trifft sich der Verein im rekonstruierten Torwächterhaus, „da passen wir eben gerade rein, das ist sehr schön da, und dann wird eben festgelegt, was wir demnächst wieder tun müssen oder wollen“ (222-226).

Aufschlussreich ist auch die Sequenz (sh. oben) in der Form eines lapsus linguae: „das tatsächliche Leben der Darstellung“. Verdeutlicht werden nicht nur die sachbezogenen Präferenzen, sondern gezeigt wird vor allem, wie nahe und psychisch unverarbeitet die Katastrophe der radikalen Deindustrialisierung auch nach knapp 20 Jahren wirksam bleibt.

Der Verein betreut als einen Standort der Veritas-Geschichte den *Uhrenturm*, der wiederum nicht nur als ein unikales Wahrzeichen der Stadt gewertet wird, sondern „als einer der größten auf dem Kontinent“. Dort befindet sich eine Ausstellung, die sich sowohl mit Veritas-Erzeugnissen als auch mit der Entwicklung des Nähmaschinenwerkes befasst: „Also vom Baubeginn bis zum Schluss, zur Abwicklung, alles dargestellt“ (107-108). Der zweite Standort ist das Museum. Er war wenige Wochen vor dem Interview mit großem Aufwand eröffnet worden. Der Respondent räumt ein, dass erhebliche Fördergelder (20. 000) geflossen seien, die auch dem Verein zugute kamen. Das Ganze sei jedoch noch nicht fertig gestellt, die Akteure des Freundeskreises würden wahrscheinlich zwei weitere Jahre brauchen, um das abzuschließen. Der Veritas-Teil sei so gut wie fertig, mit einigen kleinen Baustellen, die noch offen sind. Im Anschluss wolle man sich „an das Singer-Leben ranmachen“, das sei eine besonders schwierige Aufgabe, da man von den Singer-Leuten kaum noch jemand fragen könne. „Wir haben auch ein Riesen-Magazin unten im Uhrenturm, da stehen meines Wissens über 300 Maschinen. Alles fertig aufgearbeitet, Maschinen, die funktionstüchtig sind, und die auch ganz vernünftig aussehen“ (128-131). Das alles sei geordnet und inventarisiert. Was die Erzeugnisse betrifft, gäbe es überhaupt gar keine Probleme, denn die gesamte Produktpalette der Singererzeugnisse sei im Magazin ffügbar. Ferner gäbe es eine Riesen-Menge an Fotos, auch zeichnerische Unterlagen, Baupläne alles, was dazu gehört. Es müsse nur versucht werden, alles in der unteren Etage des Museums einzurichten. Zugleich gäbe es auch „einen unheimlichen Fundus an Filmen“. Filme zum Teil aus den Singer-Zeiten, die meisten jedoch entstanden in der Zeit von Veritas, denn es gab einen Veritas-Filmclub und das Material wurde im Museum eingelagert. Darüber hinaus existieren Schmalfilme, die vom Klub aber auch aus Beständen der DEFA (Staatliche Filmgesellschaft der DDR) stammen und teilweise mit Unterstützung des Vereins digitalisiert wurden und jetzt im Museum für Besucher verfügbar sind (142-156). – Konzepte und Kompetenzen für die Darstellung der industriellen Geschichte im

Raum der städtischen Gemeinschaft sind ganz offensichtlich reichlich verfügbar, für die Gestaltung der Zukunft der Stadt jedoch ist das noch immer noch nur bedingt erkennbar ...

Allerdings ergeben sich erhebliche Probleme bei der musealen Einbindung des Uhrenturms (Wahrzeichen der Stadt). Eigentlich sollte dort die Hauptausstellung der Veritas-Geschichte untergebracht werden, jedoch musste der Turm vorerst gespärnt werden. Zum einen sind es die Stufen, „Viele kommen gar nicht mehr hoch“ (505-501); zum anderen ist es die Wasserdurchlässigkeit des Turmes. Es sei einer der ersten Stahlbetonbauten in Deutschland gewesen und der sauge nun sehr viel Wasser, wirke „wie ein Schwamm“, so dass das Ausstellungsmaterial bedroht werde. Man traue sich nicht die Nähmaschinen da richtig zu präsentieren. „Die rosten uns ein, die verrosteten. Zum Schluss werde dann immer ein Einsatz gemacht, um die Maschinen wieder in Gang zu halten. „Wir wollten sogar oben ein Turmcafé reinmachen. Geht nicht, wir haben keinen Aufzug drin. Kann keiner bezahlen“ (502-518). Auch Führungen auf dem alten Veritas-Betriebsgelände werden angeboten. Bei dieser Gelegenheit tritt dann ein älterer, früherer Mitarbeiter als Carl-Singer auf mit Gehrock und Zylinder, „angezogen wie früher die Herrschaften des Konzerns“.

Zum Szenario von Abwicklung, Musealisierung und Ideen der Neunutzung im Kontext der De-Industrialisierung gehören immer wieder auch *mysteriöse Brände* und andere martiale Zerstörungen, um die sich Mutmaßungen und Legenden ranken, die zumeist niemals aufgeklärt werden. In Wittenberge betraf es das Kulturhaus der Veritas-Werke (1996). Das Klubhaus, so der Respondent, sei ein „sehr schönes Ding“ gewesen. Es sei als Vereinsheim von Singer entstanden und war ein „richtig kulturelles Zentrum“, das dann von Veritas übernommen wurde. „Da war ne Kegelbahn dabei, da war ein Kindergarten, also nicht direkt im Klubhaus, sondern alles auf dem Gelände. Da war ein Fußballplatz davor.“ Zum Schluss sei dort eine Disko untergebracht und der Respondent vermutet, dass Kämpfe innerhalb der Disko-Landschaft stattgefunden haben, denn es sei ja einiges „gelaufen“ in Wittenberge und auch in Perleberg. Die Betreiber dieser Diskos „haben sich meines Wissens richtig bekämpft. „*In dieser Richtung, ne. Also nicht mit Frauen, sondern mit Chemikalien*“ . Es sei zu vermuten, dass es angesteckt worden ist. „*Ein Jammer, wie das Ding abgefackelt wurde. Schade.*“ (837-858). Und es sei schon ein großes Entsetzen gewesen „hier auch unter den Leuten, als das brannte, das Ding. Da war nichts zu erhalten. Das war alles Holztäfelung drin. Und das finde ich richtig schade. Denn da ist ja viel abgelaufen. Früher waren noch die Betriebsversammlungen drin, dann die Feiern, war schon schön“ (880-890).

Es zeigt sich auch Umfeld der Gemeinschaft des „Freundeskreises“, dass Konzepte industrieller Musealisierung bzw. der historischen Industriekultur in der Praxis immer wieder darauf gerichtet sind, soviel als möglich aus eigener Kraft von dem vorhandenen Erbe zu „retten“. Dabei wird der Umfang auftretender finanzieller und bautechnischer Probleme oftmals stark unterschätzt. Wie auch aus anderen vergleichbaren Kontexten industrieller Musealisierung bekannt, scheint das Prinzip „Alles oder

nichts“ zu gelten. Möglichst das Ganze soll vollständig und mit hoher Perfektion präsentiert werden und eignet sich demzufolge auch hervorragend als Spielwiese für alternde Technokraten, wobei die Sinnstiftung gewiss als legitim gelten kann und nicht zu denunzieren ist.

Zugleich scheinen sich im Kontext historischer Aufarbeitung und Musealisierung alte Differenzen und Kräfteverhältnisse zwischen industriellen Milieus und deren Erbegemeinschaften zu reproduzieren. Der Respondent räumt ein, dass die Aktivitäten der „Nähmaschine“ und deren Ergebnisse durchaus auch mit „Missgunst“ betrachtet werden, denn es gäbe im Territorium noch andere (abgewickelte) Großbetriebe wie etwa die Zellwolle, „die ja nicht gerade klein war, auch über 2000 Beschäftigte, die Ölwerke, da waren auch einige Hundert Beschäftigte ... ich muss das jetzt nicht alles aufzählen“. Es entstünde auch bei denen „so ein bisschen das Bedürfnis, sich darstellen zu wollen“. Das werde jetzt natürlich schwierig, vom Raum her im Museum. Wenn jedoch irgendwelche Fragen auftreten oder Vorstellungen entwickelt würden, Hilfe erbeten werde: „Wir sind bereit, euch da zu unterstützen. Dann werden wir mal sehen, wie weit das kommt“. Natürlich würde dann das Heimatmuseum nicht mehr als Heimatmuseum bestehen, sondern als Industriemuseum, „irgendwie“. Es wäre natürlich schön. „Bloß wie gesagt, wir haben uns als erste engagiert, und wir wollen das auch weiterführen“. Gerade in diesem Zusammenhang verweist der Respondent erneut auf seinen Verein mit 29 zahlenden Mitgliedern, dessen Jahresbeitrag nur bei 25 Euro liege. „Um mal so eine kleine Gesellschaft wieder aufrecht zu erhalten und zu finanzieren, Dinge zu finanzieren und zu regulieren, die man eben dazu braucht.“ (157-179).

Größere Ausgaben für Restauration und Gestaltung werden jedoch nicht aus privaten Spenden Fremder oder eigenen Beiträgen der Mitglieder gewonnen. Finanzielle Unterstützung leisten insbesondere die Sparkasse sowie die Stadtverwaltung. Jedes Jahr stelle der Verein bei der Stadt einen Antrag auf finanzielle Unterstützung, die Summen fallen unterschiedlich aus: „Da gibt's mal 600, mal 400, dieses Jahr hat's 430 gegeben, voriges Jahr gab's 600 Euro. Das ist mal gerade das, um irgendwelche Kleinigkeiten zu organisieren“. (180-194)

Jährlich trifft sich der Verein mit Partnern, insbesondere mit solchen, die für die Projekte der Musealisierung und Historisierung interessant sind. Im vergangenen Jahr zum Beispiel habe man einen früheren *Kooperationsbetrieb von Veritas* besucht, der spezielle Plastikteile herstellt. „Weil uns das interessiert, es gibt noch einige der ehemaligen Mitarbeiter, die jetzt noch da tätig sind, und die bauen jetzt für die Autoindustrie, für VW, für Opel und ich weiß nicht für noch welche großen namhaften Firmen, die Innenplastik. Und das hat uns dermaßen interessiert ... und dieser Betrieb hatte 1300 Beschäftigte, schon enorm, und das war so was von interessant, wie die sich entwickelt haben, jetzt nachdem unser Betrieb den Berg runtergegangen ist, und die haben sich da wirklich profiliert. Und eigentlich auch deswegen, weil sie damals von uns mächtig gedrückt wurden, was so Qualitätsmerkmale waren, denn wir brauchten ja für uns hundertprozentige Teile, sonst hätten wir das ja nicht ein-

bauen können. Und so viel Nähmaschinen zu produzieren, also knapp 400 000, das musste schon vernünftig sein“. (205-218)

Wiederum zeigt sich, dass der Freundeskreis sowohl im geselligen als auch im ergebnisbezogenen Vereinsleben dezidiert eine sinnstiftend therapeutische Komponente verfolgt, um das anhaltende Trauma der Veritas-Tragödie zu verarbeiten. Daraus resultiert dann, dass Öffnungen gegenüber anderen „Leidensgemeinschaften“ (frühere Betriebe) nur zögerlich angenommen und akzeptiert werden können.

Bereits im Prozess der Entstehung der *Gründungsidee* des Veritas-Vereins (Freundeskreis Nähmaschine), initiiert durch eine kleine Gruppe und publiziert in den lokalen Medien, traten sofort soziale Differenzen hervor. Der Respondent spricht von einem „ganz schwierigen Akt“, denn es habe „Berührungängste“ gegeben, gerade weil man sich kannte. Frühere Betriebsleiter seien nämlich sofort interessiert gewesen und hätten ihre Beteiligung bekundet. Beispielsweise die beiden letzten Betriebsdirektoren, einige Abteilungsleiter, der Chef der Güterkontrolle. „So, haben die anderen gesagt, ich als kleiner Arbeiter oder als kleine Angestellte habe wohl nicht die richtige Position gehabt, um mich in diesem Verein zu betätigen“. Und tatsächlich sei kein einziger Produktionsarbeiter dabei. „Also es sind alles Leute, die bestimmte Positionen hatten. Also nicht gesellschaftliche Positionen, sondern technische, technischer Art. Also nicht hier in der Partei oder so was, das nicht. (238-255)

Der Respondent hat eine eigene selektive Strategie entwickelt, die sich wie folgt rekonstruieren lässt: Sein Bedauern, dass Produktionsarbeiter nicht zum Freundeskreis der Nähmaschine gehören, hält sich in Grenzen. „Wir wollten den Verein so irgendwie hochhalten, dass es wirklich Leute sind, die absolut mit der Nähmaschine zu tun hatten“ (260-262); vorrangig also kompetente Techniker und leitende Ingenieure. Das politische bzw. politisch belastete Leitungspersonal möchte er jedoch soweit wie nur möglich draußen lassen, damit der Verein nicht kompromittiert werden kann. Und dass viele der älteren Vereinsmitglieder aus dem technischen Personal immer wieder „die alten Zeiten erinnern“, erscheint zwar gelegentlich als aufdringlich, „die schwimmen so in den alten Dingen, ist manchmal schon etwas schwierig“, kommt jedoch den Zielen des Vereins gelegen, denn deren Wissen und Kompetenz erweisen sich als unverzichtbar: „Die haben Stückzahlen im Kopf, die haben noch Maße im Kopf, wieso soll man das nicht nutzen. Dann ist es eines Tages zu spät“ (291-293).

Der *Hauptgedanke* des Vereins bestehe darin, „das zu erhalten, was hier produziert wurde“. Die gesamte technische Darstellung und das gesellschaftliche Leben. „Denn das Nähmaschinenwerk war ja nicht nur ein produzierender Betrieb, es war ja auch eine eigene Welt.“ (313-315) Denn es wurden nicht nur Nähmaschinen produziert, sondern auch eigenständige Kultur- und Sozialbereiche wie etwa Kindereinrichtungen, Altenbetreuung und medizinische Bereiche. Und man sei zudem auch gezwungen worden, selbsterhaltend wirksam zu werden. Daraus wiederum ergab sich ein starkes Gemeinschaftsgefühl („ein bestimmter Stolz bei den Leuten“). Zudem hätte das Nähmaschinenwerk in der

Welt einen guten Ruf genossen; es sei das erste gewesen, welches ein funktionsfähiges Baukastensystem hervorgebracht habe. (316-333).

„Soll das jetzt alles in Vergessenheit geraten? Das hat jetzt keinen politischen, also dass man sagen könnte, das sind jetzt alles nur rote Gedanken, die jetzt dort den Faden weben. Ne nee, so ist das nicht. Es ist nicht so, dass es hier mit Leib und Magen ein parteideologischer Verein ist. Überhaupt nicht. Es ist ein rein sachlicher Bezug auf das Erzeugnis. Mehr nicht. Und das sieht man eigentlich auch in der Ausstellung, dass man mehr auf das Erzeugnis Wert gelegt hat, und am Rande hat man natürlich auch das gesellschaftliche Leben dort berücksichtigt.“ (324-351)

Nach einer knappen, bestätigenden Intervention der Interviewer, dass durchaus gesellschaftliches Leben zur musealischen Darstellung dazu gehöre, öffnet sich der Respondent und wird mutiger:

„Das war so. Warum sollen wir was vergessen. Nicht, da war nicht nur die Technik, da war eben auch die Kampfgruppe, da war auch die Partei und was auch alles. Es wissen ja viele Kinder und oder Jugendliche, die hier ins Museum kommen, gar nicht mehr was los ist. Die wissen ja zum Teil nicht mehr, wer irgendwelcher politischer Führer war. Das ist eigentlich nicht gut. Man sollte auch die jungen Leute ein bisschen an die Geschichte erinnern. Denn es sind ja wirklich richtige Generationen, die von der Nähmaschine, wenn man so will, gelebt haben. Nicht ? Und da sieht man jetzt, was los ist, also ist schon ein trauriges Bild, wenn Sie sich da die Ruinen angucken, wie sie da rumstehen“. (355- 367). – Ganz unvermittelt, in der sich anschließenden Sentenz spricht der Respondent jedoch wiederum von seinem Stolzgefühl, dass ihn erfasst, wenn er an die guten freundschaftlichen Beziehungen in der Gemeinschaft des Nähmaschinenvereins denkt.

Der Interviewte

Der Respondent war bei Veritas mit der betrieblichen Berufsausbildung befasst und hatte zuvor in jungen Jahren selbst im Werk eine Ausbildung als Mechaniker erhalten. Sodann sei er 13 Jahre im Service-Bereich tätig gewesen, Kundendienst im In- und Ausland. Danach habe er ein Maschinenbaustudium in Magdeburg aufgenommen und abgeschlossen. Nach dem Studium sei er in die Exportabteilung gegangen, also in die Verkaufsabteilung „und war da zuständig für bestimmte- wir hatten da Länderbereiche, also ich habe mich im Prinzip dann mit den kaufmännisch-technischen Entwicklungsgeschichten im In- und Ausland befasst.“ (384-395)

Sein größtes Erlebnis sei die Teilnahme an einem Einsatz während des Vietnam-Krieges gewesen. Ein Viertel Jahr habe er „unten in Hanoi gebaut“; früher seinen dort Hemden und Arbeitssachen produziert, dann wurde umgestellt auf Uniformen. Er und ein Kollege aus Chemnitz (damals: Karl-Marx-Stadt) hätten die Maschinen umgerüstet (396-403). –

Nach einem großem biographischen Sprung berichtet der Respondent von einem Projekt, „bevor die Abwicklung kam“, welches darauf gerichtet war, ein „Singer-Haus“ in Wittenberge einzurichten als

„Stützpunkt für Norddeutschland, vielleicht auch für ganz Deutschland.“ (404-414) Aber durch die Abwicklung sei alles anders gekommen. Zugleich sollte eine Veritas-Zentrale im Stadtzentrum entstehen mit einer Ausbildungsstätte für Verkaufsstellen und Übernachtungsmöglichkeiten für Mechaniker. Es sei ein Objekt des Nähmaschinenwerkes gewesen, das direkt ausgeschrieben worden sei. Die damalige Betriebsleitung hatte sich für ihn entschieden „und diese Entscheidung war ja auch klar“, da, er mit dem Verkauf der Erzeugnisse befasst war und über entsprechende Kontakte zu den Werkstätten verfügte. „Für den Betrieb war es günstig, dass ich die gekannt habe, und die haben mich auch gekannt“. (1076-1084) Aus seiner Perspektive war es von Anfang ein „schwieriges Unternehmen“. Er verweist in diesem Zusammenhang auf unlauteren Wettbewerb, der durch das Instrument der ABM-Stellen entstanden war. Da seien direkt Westtarife und -löhne gezahlt worden, und er habe sich mit der Verzerrung des Wettbewerbs auseinandergesetzt: „Habe gesagt, so geht's nicht. Die entziehen uns als Selbständige sämtliche Grundlagen hier, wenn das so weiter geht, dann müssen wir irgendwo was dagegen tun, hab versucht bei der Industrie- und Handelskammer was zu drehen. Es aber war nichts zumachen.“ (1086-1120)

Eine ähnlich distanzierte und von starken Aversionen getragene Position bezieht der Respondent gegenüber Institutionen und Vereinen, die sich der Wohlfahrt bzw. sozialen Anliegen und Projekten widmen. In diesem Zusammenhang nennt er die AWO (Arbeiterwohlfahrt) und insbesondere das CJD (christliches Jugenddorf). „Die beschäftigen Leute, zahlen denen noch ganz gute Gehälter die leisten nichts. ... Das sind richtige Konkurrenzunternehmen. Denn wenn ich sehe, was der CJD leistet, dann krieg ich Gänsehaut. Das ist eine Auffangstelle für irgendwelche Leute.“ (1127-1135) Und er fügt hinzu, dass zum Beispiel die „Lebenshilfe“ (e.V.) in „Größenordnungen“ Reinigungen und Wäscherei in Krankenhäusern betreibt, obwohl Wäschereien oder chemische Reinigung in der Nähe seien. „Die Frauen, die sagten dann, wir müssen was unternehmen. Bloß was? Die arbeiten ja unter den Preisen, die wir haben. (1139-1152). –

Der Respondent hatte also den Weg in die Selbständigkeit gewählt (Verkauf von Nähmaschinen, Zubehör etc.) und interessierte sich insbesondere für schwedische und japanische Maschinen. Seine Straßen-„Ecke“ wurde „dann plötzlich wieder umgebaut“. Er wollte das Objekt eigentlich kaufen, aber verzichtete schließlich und ist froh den richtigen Schritt gegangen zu sein. Andernfalls hätte er noch heute „daran zu lutschen“.

Als Selbständiger blieb er bei der Nähmaschine obwohl es „eines der schwierigsten Produkte“ sei, deshalb würden auch Stoffe, Kurzwaren und der ganzen Service angeboten. Es sei etwas Erschreckendes zurzeit. Das gelte nicht nur für Nähmaschinen. Die „Geiz-ist-geil-Methode“ sei das Schlimmste, was er erlebt habe. Früher habe man noch ein bisschen auf Qualität geachtet, jetzt sei der erste Blick auf den Preis gerichtet. Und das sei sehr „demonstrierend für die Industrie überhaupt.“ Nähmaschinen würden angeboten, die kosten zwischen 56 und bis 90 Euro. „Die Dinger, äußerlich

ganz vernünftig gestaltet, innerlich eine mittlere Katastrophe“. Das sei der Entwicklungsstand aus den 50er, 60er Jahren. Es werde den Kunden weisgemacht, was überhaupt nicht der Wahrheit entspricht. „Also wer ein bisschen sich in dieser Materie auskennt, der erschrickt, wenn er diese Maschinen anguckt. So was hätten wir uns zu DDR-Zeiten nicht erlauben dürfen.“ In diesem Zusammenhang behauptet der Respondent emphatisch, nie Mitglied der SED gewesen zu sein („also ich war nie ein Genosse“), um sodann zu erklären, dass die Qualitäten von Nähmaschinen in der DDR weit besser gewesen sind als jene Produkte, die heute auf den Märkten angeboten werden. –

Zum einen zeigt sich in dieser Rede-Passage, dass Traumata radikaler De-Industrialisierung auch und gerade von engagierten Akteuren nach knapp zwei Jahrzehnten nur bedingt verarbeitet worden sind. Zum anderen denkt der Respondent als Unternehmer realistisch und versucht sich auf seine Kunden einzustellen; er muss ihnen ein preisliches „Mittelmaß“ anbieten. Denn „bei dieser Arbeitslosigkeit und der sozialen Situation in Wittenberge“ könne er nicht verlangen, dass Kunden Spitzenpreise zahlen: „Können sie ja gar nicht, ne? Man kann's denen ja nicht mal übel nehmen, wenn sie sich dann so ein Ding kaufen, für 80 oder 90 Euro. Ich finde es erschütternd, aber nicht zu ändern.“

Und wenn er sich seine Bilanzen seit 1991 anschau, dann sei das nicht „auf, das ist ab“. Und die Arbeit sei mehr geworden. „Aber der Erfolg ist nicht mehr. Wie das hier so weitergehen soll, die nächsten fünf Jahre? Also sehr positiv bin ich dazu nicht eingestellt. Hier hat auch wieder die Boutique zugemacht, die Frau neben uns“. Und nach seiner Kenntnis hätten innerhalb des laufenden Monats „drei Geschäfte jetzt pleite gemacht. Das ist kein gutes Zeichen.“ (1064-1073).

Aus diesem Grunde richtet der Respondent Zeit und Kraft weiterhin sinnstiftend auf die Geschichte der Industrienähmaschinen und stattet Nähstuben aus, „weil es das ist das einzige ist, was dann wirklich noch was bringt.“

Wie der Respondent berichtet, hatte er sich auch einmal für fünf Jahre im Stadtparlament engagiert. „Da ging's damals schon los mit Stadtumbau“. Aus „Zeitgründen“ habe er sich jedoch von dieser Aktivität verabschiedet: „Ich habe dann gesagt, das geht nicht mehr. Ja?“ Denn wenn man so etwas mache, dann müsse man das ganz und gar machen, „aber jetzt bloß da erscheinen?“ Deshalb kenne er vom Stadtumbau auch nur die Anfänge. „Und was jetzt hier so passiert ist, sieht schon schlimm aus, ne?“ (989-995).

Manchmal würde die Stadt in den Medien sehr negativ beurteilt. Dass sei oftmals „ein bisschen hart“, obwohl er es bis zu einem bestimmten Grade auch verstehen könne. Aber das Fernsehen suche sich auch jedes Mal, wenn sie kommen „immer die miesesten Ecken raus“. Auch bei ihm seien sie ein paar Mal gewesen, da er „so ne alte Scheune mit so alten Maschinen drin hatte, das hat sie mehr interessiert als alles andere, weil das so baufällig war“. Im gleichen Atemzuge räumt er jedoch ein, dass es „hier nicht gerade erbauend ist“ (1022-1030.)

Erinnernd an die „Umbruchzeit“ fügt der Respondent hinzu, dass es damals eben eine ganz andere

Stimmung gab: „Das war eine richtige Freude hier, ne? Die ist richtig ins Negative umgeschlagen. Also manchmal kann man das schon nicht mehr anhören, das ist so ein negatives Denken hier bei vielen Leuten. Das ist manchmal erschreckend. Man sieht nichts Gutes mehr, man sieht immer nur das Schlechte, und das macht mich manchmal so ein bisschen traurig“. (1043-1050) Die Abwanderung in Wittenberge schreite unablässig voran. „Und wer bleibt hier? Das sehe ich an meiner eigenen Familie, die sind weg. Ja, entweder sind sie in Kiel oder in Bremen, irgendwo im Westen, in einer Stadt, wo sie dann ihr Geld verdienen können. Und wir sind ja nur noch Alte, mit denen man nicht viel anfangen kann“ (1051-1058).

Geschäft des Responsenten und Vereinsleben hingegen scheinen eine enge, gleichsam symbiotische Verbindung einzugehen. „Also es ist auch ein reger Betrieb bei uns im Geschäft durch diesen Freundeskreis, ich bin immer die Anlaufzentrale. Und das ist ja an und für sich auch günstig“ (581-582). Die Mitstreiter hätten gewusst, warum sie ihn zum Vorsitzenden des Vereins bestimmt und „in diese Richtung gedrängt haben“. Das *Vereinsleben* hätte zu Hause, also privat, nicht organisiert werden können, seine Ehefrau hätte ihm die Tür gewiesen. In der Woche kommen immer „drei, vier Mann ins Geschäft“, um sich auszutauschen über Probleme und weiteren Werdegang des Veritas-Projekts. Denn es sei sehr viel günstiger persönlich miteinander zu reden als zu telefonieren. Zudem gäbe es immer wieder besondere Anlässe miteinander zu kommunizieren. „Wir machen dann Karten fertig, zum Geburtstag oder wenn irgendwelche Jubiläen sind, Goldene Hochzeit oder so“. (592-593) Man könne sagen, „dieser Verein hat ein richtig freundschaftliches Verhältnis in der Zeit, es ist ein richtig enger Kontakt da.“ Aber nicht nur auf der Vereinsebene, sondern auch „unter den einzelnen Leuten, die treffen sich auch in bestimmten Gemeinschaften“. Letztens wurde der 75. Geburtstag des ehemaligen technischen Direktors gefeiert, und „natürlich war so die Gruppe aus dem Verein eingeladen. Klar, der lädt dann auch nicht alle ein, also wir waren auch wieder bloß acht Mann und der ehemalige Chefkonstrukteur ist dabei, der ist schon weit über 80 und hat auch schon was geleistet, nicht? Also einige Patente, ich habe ihn mal gefragt, wie viele Patente er hat, na ja, er wusste das selber nicht mehr, 10 oder 12 sind es aber mit Sicherheit(595-611).

Eher ambivalente Beziehungen, die letztlich in Distanz und Abgrenzung münden, unterhält der Nähmaschinen-Verein zum „Seniorenklub Veritas“. Es habe „ein kleines Eifersuchtsdrama“ gegeben, da der Vorsitzende des Seniorenklubs befürchtete, „wir wollen ihm seine Leute wegnehmen. Denn es sind auch ein paar dabei, die im Seniorenclub sind und auch bei uns. Das hat ihm nicht so richtig gefallen. Und wir haben gesagt, wir tun euch nichts, ihr macht eures, wir machen unseres.“ Denn der Seniorenklub mache nur so gesellige Abende, wie das die Alten immer täten, mit Kaffeeklatsch und Kartenspielen oder kleine Dampferfahrten. „Also das hat überhaupt nichts, inhaltlich, nichts mit uns

zu tun“. Auch nichts mit der Nähmaschine, denn die „erzählen sich alte Geschichten.“ (916-930) Aber einige seien dabei, die die fragen, „Mensch, wir möchten gerne bei euch eintreten in den Club, da halte ich mich immer zurück, bedeckt.“ Der der Respondent möchte nicht, dass „irgendwie so ein Konkurrenzdenken entsteht oder Neid. Die sollen ihr Ding machen, wie sie wollen und wir machen unseres.“ Wenn aber jemand kommt und möchte unbedingt bei der „Nähmaschine“ mitmachen, dann soll er. Jedoch habe der Vorsitzende des Seniorenklubs noch nie gefordert, dass man sich zusammenschließen solle. „Er möchte eben seinen Club behalten, soll er das auch. Na ja, es ist ja ne andere Klasse da bei dem als bei uns.“ Das schwierige sei nur, wenn Projekte wie etwa im Museum gemacht werden, „solche Leute zu begeistern, dass sie auch ständig mitmachen“. Denn was da geleistet worden ist sei schon erstaunlich. Denn es seien ja keine jungen Leute, die das gemacht haben, sondern solche mit durchweg zwischen 65 und 75, die sich mit der ganzen Geschichte beschäftigt haben. Und einige wollten sogar hinschmeißen, weil die Frauen schon ganz „sauer“ waren, wenn die da „tagelang sich im Museum beschäftigt haben“. Das habe einigen nicht nur viel Zeit, sondern auch viel Geld gekostet. „Denn die haben ja viele Kopien gemacht, mit ihrem Computer gearbeitet, telefoniert, Nummern gesucht und so weiter“ (930-962).

Streit um das Erbe

Wie der Respondent berichtet, gibt es einen weiteren Verein, der sich mit dem Veritas-Erbe beschäftigt und in Berlin angesiedelt ist (Veritasklub Berlin). Da hätten sich „ein paar Jugendliche“ der früheren FDJ-Organisation des Werkes zusammengetan, die sich mit dem Leben von Singer und Veritas beschäftigen und unlängst ein Buch herausgegeben haben. Der Herausgeber, ein früheres Mitglied des Wittenberger Freundeskreises, habe angefragt, ob sich die „Nähmaschine“ finanziell beteiligen würden, falls sie sich mit dessen Inhalt identifizieren können. „Haben wir gesagt, warum nicht? Wir haben da keine Berührungsangst“. Aber man habe dann im Manuskript „fürchterlich viele Fehler“ und Unterstellungen festgestellt, sodass eine Beteiligung nicht möglich erschien (647-664). „Dann haben wir gesagt, also mein lieber Lothar, so geht's nicht. Wenn du das schreiben willst, dann geh bitte hin und frag, ob der einverstanden ist. Es waren schon Dinge dabei, die waren unter der Gürtellinie und dann noch fachliche Dinge“. (667-676) Der Berliner Veritas-Autor sei dann aber „aufgrund unserer sachlichen Kritik, also wir haben ihn nicht irgendwie beschimpft“ aufgesprungen, habe gesagt, „mit euch will ich nichts mehr zu tun haben“. Dann habe er das Geld zurück überwiesen. Schließlich könne man sich nicht als Autor des Freundeskreises hinstellen und einheimische Personen diffamieren, „die Leute kommen zu uns nach Hause und schmeißen da die Scheiben ein. Das geht nicht, ich kann keine Leute mit Namen beleidigen.“ (689-698)

Obwohl der Nähmaschinen-Verein sehr begeistert war von der Idee, ein Buch über die Geschichte des Werks zuschreiben. Man könne könne doch alles gestalten. Aber man müsse auf dem Teppich

bleiben. „Vor allen Dingen hat uns auch die Art und Weise, wie es geschrieben war, nicht gefallen. Da war kein durchgehender *Faden* drin, das war so sprunghaft alles gemacht. Aber das hätte man ja alles korrigieren können.“ (723-733)

Der Berliner Gegenspieler habe den Freundeskreis auch im Internet angegriffen (739). Bei Veritas habe er sich jedoch als keine besondere Leuchte erwiesen. „Eine gute Fachkraft“ hingegen sei seine Frau gewesen, die in der Wirtschaftsgruppe des Respondenten tätig war (772-775). Vielleicht habe der Querulant, so mutmaßt der Interviewte, auch viel Geld gesehen, dass ihm sein Buch einbringen könnte (781-782). – Schon zu Zeiten als der aus dem Wittenberger Verein Ausgescherte noch dem Freundeskreis der Nähmaschine angehörte, „musste man immer sehr aufpassen, dass es keine richtig harte Auseinandersetzung gibt.“ (814-816) Denn der habe bestimmte Dinge vom Stapel gelassen, wo einige schon merkten, dass der „Kampf,, immer größer werde. „Und wenn ich einen beurteilen kann, dann lass ich mir keine Märchen erzählen, beziehungsweise lass mich da nicht beleidigen.... und ich muss sagen, es war gut, dass er sich von uns getrennt hat. ... Aber solche Auseinandersetzungen muss es nun mal geben. „Na ja, wer hat gar keine Probleme?“ (815-827)

Fazit

Der „Freundeskreis Nähmaschine“ erfüllt sehr unterschiedliche Funktionen. Der Verein befasst sich kompetent und professionell mit der musealen Aufbereitung und der geschlichen Darstellung des Nähmaschinenwerkes. Zugleich bietet er Teilen des alten industriellen Status-Milieus der technischen Eliten ein sinnstiftendes Spielfeld, Kompetenzen und Identitäten zu erhalten und zu nutzen, die nicht nur dem Verein, sondern der städtischen Gesellschaft zugute kommen. Allerdings erweisen sich Kraft und Aufwand der Musealisierung, wie die Beispiele zeigen, als erheblich und überschreiten zumindest partiell finanzielle und konzeptionelle Möglichkeiten. Die *Ambivalenz* der Konstellation kann darin gesehen werden, dass der Perfektionismus der technischen Eliten auch eine absurde Komponente in sich trägt und im „Idealfall“ auf die vollständige Rekonstruktion dessen gerichtet ist, was im Transformationsprozess eliminiert wurde. Darstellung und Redeweise des Respondenten verweisen an vielen Stellen auf nicht verarbeitete Traumata und paradoxe Brüche. So trifft er einerseits distanzierte Bewertungen der alten politischen Veritas-Eliten, andererseits empört er sich über deren Ausgrenzung. Zum einen drückt er aus der unternehmerischen Perspektive sein Unverständnis gegenüber Aktivitäten sozialer Projekte und Vereine aus, andererseits zeigt er sich verständnisvoll gegenüber Erscheinungen von Armut und prekären Lebenslagen im städtischen Raum. –

Der Verein erweist sich als ein komplexes, in einigen Redepassagen auch schwer überschaubares System, dessen Dimensionen stark verflochten sind. Zwischen dem Unternehmen des Respondenten und dem *Vereinsprojekt der Musealisierung von Industrie-Kultur* gibt es einige Überschneidungen, aber eben auch tragfähige Synergien. Vielfältig sind die Beziehungen des Vereins – nach innen eben-

so wie nach außen. Das Vereinsleben scheint, anders als in anderen Vereinen, durch eine hohe Intensität der Interaktionen – sachbezogen wie privat – sowie Formen unspezifischer Kommunikation (Geselligkeit) getragen zu sein. Zugleich sind interne Abstufungen und Differenzierungen im Rahmen der *Gemeinschaft* zu erkennen (der frühere Technische Direktor lädt zum Jubiläum nur handverlesene Gäste ein). Meriten und einstige Ränge im betrieblichen System werden auch nach rund zwanzig Jahren simuliert und symbolisch reproduziert.

In der Bilanz scheinen dann auch – auf der Basis intakter Binnenbeziehungen – externe Abgrenzungen, Distanzierungen und Ausschlüsse zu dominieren, die wohl aus der Sorge resultieren das eigene Profil nicht zu verlieren. Im Verein sind keine Produktionsarbeiter vertreten. Maßvolle Distanz wird gegenüber dem Veritas-Senioren-Verein gewahrt und soziale Vereine im Stadtraum werden aus der unternehmerischen Perspektive des Respondenten mit Argwohn und Skepsis betrachtet. Verbale Bezüge zu signifikanten Problemlagen jüngerer Generationen im Stadtraum sind im Redetext des Interviewten zwar enthalten, jedoch werden vermittelt über den Nähmaschinenverein keine verbindlichen Kontakte erkennbar. Dem Wittenberger Verein ist es auch nicht gelungen Streit und Zwistigkeiten mit dem Berliner Pendant konstruktiv zu schlichten. Mag die größere professionelle Kompetenz auch bei der „Nähmaschine“ liegen: der Berliner Verein hat auf Grund der ersten Buchpublikation zum Veritas-Werk die größere mediale Respektabilität erreicht. Auf diese Weise sind so genannte „Parallelwelten“ entstanden, die analoge soziale Ausgangspunkte haben und ähnliche Problemlagen verfolgen, jedoch außerhalb dieses Wissens über keine gemeinsam Kommunikationsbasis (mehr) verfügen.

Das vom Verein erzeugte *Sozialkapital* resultiert sowohl aus der stark ausgeprägten öffentlich wirksamen und anerkannten Komponente der zeitgeschichtlichen Aufarbeitung der Veritasgeschichte und der bereits avisierten Geschichte der Singer-Zeit. Diese Aktivitäten bedürfen unter den gegebenen Bedingungen (alternde Eliten) der permanenten Arbeit und Pflege zur Aufrechterhaltung der Handlungsfähigkeit des Vereins, die vorrangig durch interne gemeinschaftliche Aktivitäten und gesellige Formen der Interaktion reproduziert werden müssen. Um das Vereinsprofil und die Identität bzw. die exzeptionelle Exklusivität zu erhalten, werden zugleich diverse Abgrenzungen getroffen (sh. oben). Diese ambivalente Strategie führt demzufolge zu erheblichen Einschränkungen der Sozialkapitalbildung. Geht man von Putnams Unterscheidungen des „bounding“ und des „bridging“ aus, dann kann sehr klar gezeigt werden, dass „bindendes“ Sozialkapital deutlich dominiert. Gerade diese Form des Sozialkapitals entsteht aus der Kohäsion tradierter Gemeinschaften mit entsprechenden Exklusionswirkungen (vgl. Evers u.a., 2002). Anders formuliert: Es ist gerade der Kampf um die „kulturelle Identität“, der die Bildung sozialen Kapitals des „Freundeskreises der Nähmaschine“ einschränkt. Unter den gegebenen Bedingungen sind alternative Strategien nicht erkennbar.